



EDI GRAF

ELEFANTEN- GOLD



**KRIMI IM
GMEINER-VERLAG**

Edi Graf

**ELEFANTEN-
GOLD**

Edi Graf

ELEFANTEN- GOLD

Der dritte Linda-Roloff-Krimi



Wir machen's spannend

*Bibliografische Information
der Deutschen Bibliothek*

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2006 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75/20 95-0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten

2. Auflage 2008

Lektorat: Isabell Michelberger, Meßkirch
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von Edi Graf
Gesetzt aus der 9,7/12 Punkt GV Garamond
Druck: Fuldaer Verlagsanstalt, Fulda
Printed in Germany
ISBN 978-3-89977-691-1

Für unsere Patenkinder Marvin, Julian, Ines, Johannes, Alisa, Elias und Emma, mit dem Wunsch, dass auch sie noch Elefanten in freier Wildbahn erleben können...

Der Tod ist wie der Mond. Wer sah seinen Rücken?

Afrikanisches Sprichwort

Prolog

Südafrika 1969, Transvaal, heute Mpumalanga

Der weiße Mann stand mit gegrätschten Beinen über dem Kopf des toten Elefanten. Das Jaulen der Kettensäge zerriss die unheimliche Stille, die sich nach dem Massaker über die Ebene am Elandsriver gelegt hatte. Die Maschinengewehrsalven des Wilderers hatten die Tiere niedergemäht, umgeknickt wie gefällte Bäume, ihnen die Beine weggesägt. Die Körper der Kolosse, dumpf auf den grauen Sandboden krachend, wälzten Akazien und Dornbusch im Stürzen nieder, das Brüllen und Schreien der Riesen im Todeskampf ging unter im Aufpeitschen der Schüsse, die, wo immer sie trafen, Spuren von zerrissener Haut, zeretztem Fleisch und spritzendem Blut hinterließen.

In weniger als zehn Minuten war alles vorbei. Die Herde existierte nicht mehr. Zwölf Elefanten waren tot. Wo sich noch ein Rüssel bewegte oder ein Bein kraftlos im Sand scharrte, wo sich ein Ohr ein letztes Mal hob, um einem sterbenden Körper Schatten zu spenden, wo ein letztes Grummeln aus einer röchelnden Kehle drang, löschte ein gezielter Schuss in das Hirn auch noch den letzten Lebensfunken aus. Jeder Atem erlosch, jedes Schnaufen setzte aus, nur Stille blieb, die Ruhe der Vergänglichkeit, nachdem das Sterben beendet war.

Der Leichenfledderer begann seine Arbeit, die ebenso blutig war wie das Metzeln, ihm aber reiche Beute eintrug. Schmatzend fraß sich die Sägekette

in das Fleisch, ächzend brach das Elfenbein aus seiner Wurzel und fiel mit einem dumpfen Krachen in den Sand. Die meisten Stoßzähne waren nicht sehr groß, nur ein Paar maß knapp einen Meter.

Der Weiße überschlug in Gedanken die Summe, die er für seine Beute einstreichen würde und über sein Gesicht huschte ein Grinsen. Er und seine Freunde hatten in den letzten Jahren auf diese Weise genug verdient, um sich gutes Land kaufen zu können, eine Farm hier im Norden, wo es nicht nur reichlich Wild, sondern auch Goldadern im Boden gab.

Er würde heiraten, eine Familie gründen und mit den Einnahmen durch reiche Touristen auf einer Wildfarm gut leben können. In einigen Jahren würde ihn nichts mehr an die blutige Arbeit erinnern, die ihm seinen Wohlstand ermöglicht hatte. Diese Gedanken gingen ihm durch den Kopf, während er mit blutigen Händen die Stoßzähne auf den Pick-up lud und mit rissigen Fingern über die gelbe, matte Oberfläche des Elefantengoldes strich. Nur fünf der toten Elefanten hatten Elfenbein getragen, die ganze Herde hatte dafür sterben müssen.

Der Jäger blickte zur Uhr. Zeit aufzubrechen. Die Dämmerung setzte ein, und sie kam rasch, mit düsteren Wolken, die den westlichen Horizont bedeckten und der Sonne keine Gelegenheit boten, sich von diesem blutigen Tag mit einem glutroten Untergang zu verabschieden. Der letzte Tag der Elefanten am Elandsriver versank in der Finsternis der Nacht, die sich wie ein unsichtbares Leichentuch über die Kadaver der abgeschlachteten Kolosse legte.

Der weiße Mann bemerkte nicht den Schatten, der sich jetzt in der Tarnung der Dämmerung unten am Fluss aus den Fluten erhob, wo er regungslos verharrt hatte, seit die ersten Schüsse die Herde auseinander getrieben hatten. Vorsichtig tastend nahm der schlanke Rüssel die Witterung auf, starr versuchten die schwarzen Augen die Dunkelheit zu durchdringen, denn die Gerüche, die der Abendwind dem Elefanten zutrug, erzählten von Tod und Einsamkeit.

Das angeschossene Bein schmerzte, doch die kühlen Fluten hatten die Schwellung in Grenzen gehalten und die Blutung zurückgehen lassen. Die Kugel war glatt durch die faltige Haut gedrungen und im Knie stecken geblieben, der Schusskanal war vom Wasser ausgewaschen und gesäubert worden, die Flucht in den Elandsriver hatte dem jungen Bullen das Leben gerettet. Das Bein war nicht gebrochen, doch das Knie zerschmettert und er spürte, als er sich jetzt aufrichten wollte, einen Schmerz, der ihm ungewollt ein lautes Stöhnen entlockte.

Der weiße Jäger war zu sehr in seine blutige Arbeit versunken, um das Geräusch wahrzunehmen. Er schwitzte beim Aufladen der Elfenbeinhauer, und dieser Geruch brannte sich in das Gehirn des jungen Elefanten ein wie ein Brandzeichen in das Fell eines Stiers. Noch nach Jahren würde er die Erinnerung an diesen Geruch mit der schrecklichsten Stunde seines Lebens in Verbindung bringen, mit dem Tod seiner Mutter und seiner Geschwister, mit dem Abschlichten seiner Familie und mit seinem Dasein als Krüppel. Noch wusste er nicht, ob er überleben würde, allein und mit nur drei gesunden Beinen. Doch wenn

er es schaffte, würde ihn diese Erinnerung nie mehr verlassen, sie war eingeprägt in sein Gedächtnis und verbunden mit diesem Geruch, dieser Mischung aus Schweiß und jenen Ausdünstungen, wie sie nur einer weißen Haut entströmen.

Es war der Geruch des Mörders, der ihn eines Tages wieder auf seine Spur bringen würde, dann, wenn seine Wunde geheilt und nur noch eine unauffällige Narbe zurückgeblieben war.

TEIL I
FUNDORTE

1

37 Jahre später

Der Mörder traf am frühen Morgen mit der Maschine aus Johannesburg in Frankfurt am Main ein. Gegen Nachmittag landete der einsame Reisende in Stuttgart, verließ kurz darauf den Mietwagenparkplatz des Flughafens Echterdingen mit einem weißen Toyota Corolla und folgte der stark befahrenen Bundesstraße 27 Richtung Tübingen.

In der alten Universitätsstadt stellte er den Wagen in einem Parkhaus direkt am Neckar ab und fragte eine junge Mutter, die ihm mit zwei Kindern, eines an der Hand, das andere quengelnd im Kinderwagen, am Ausgang fast in die Arme lief, nach dem Weg zur Neuen Aula. Hastig faselte sie etwas von *vorne rechts, dann über die Brücke und danach immer geradeaus* und ließ ihn stehen. Ihre Personenbeschreibung, die sie drei Tage später der Kripo Tübingen gab, war mehr als dürftig.

Er sah auf die Uhr, als er gegenüber des Tagblatt-Ecks an der roten Ampel wartete, stellte fest, dass er noch jede Menge Zeit hatte und betrat kurz entschlossen den kleinen Verkaufsraum. Ein Stadtplan wanderte in seinen Besitz und die aktuelle Tübinger Ausgabe der Südwestpresse, das *Schwäbische Tagblatt*. Er ließ sich von dem Menschenstrom, der trotz

des trüben Tages Richtung Innenstadt drängte, über die Eberhardsbrücke treiben und sah beim Blick über das vor prächtigen Blumenkästen in violetten und weißen Tönen leuchtende Geländer die leere Holzbank im Schatten der alten Platanenriesen stehen. Er stieg über die breite Treppe hinunter auf die Insel, die den Neckar vor den alten Mauern der Universitätsstadt in zwei Flussarme teilt.

Mit Blick auf den gelb getünchten Turm, in dem der Dichter Friedrich Hölderlin von 1807 bis zu seinem Tod 1843 in geistiger Umnachtung gelebt hatte, und auf die Front der Bürgerhäuser, die regelrecht auf der Stadtmauer über dem Neckar zu kleben schienen, nahm er auf der Bank Platz und genoss für einen Augenblick das bunte Leben auf dem Fluss, geprägt von den sich um wenige Brotkrumen zankenden Stockenten, zwei anfliegenden Höcker-schwänen, die mit lang gestreckten Hälsen gerade noch kurz vor der Brücke eine Notwasserung schafften, und dem halben Dutzend Stocherkähnen, auf denen sich Touristen von den Neckargondolieren stromaufwärts Richtung Schloss Hohentübingen staken ließen.

Er überflog nur kurz die Schlagzeilen auf der Titelseite des *Schwäbischen Tagblatts* und schlug dann gezielt die Tübinger Regionalseiten auf. Auf der zweiten Seite wurde er fündig. Die Veranstaltung, derentwegen er den langen Weg auf sich genommen hatte, war in der Rubrik WAS-WANN-WO angekündigt. Beginn in der Neuen Aula, um Viertel nach Acht. Das akademische Viertel. Er schmunzelte, zufrieden ließ er die Zeitung sinken, lehnte

sich zurück und ließ seine Gedanken mit dem Wasser, das gemächlich an ihm vorüber floss, in die Vergangenheit treiben.

Wie lange war es her, dass sie sich nicht gesehen hatten?

Würde er sich noch an ihn erinnern?

2

»Hast du keine Lust, für mich heute Abend den Termin in der Neuen Aula zu übernehmen?«

Linda Roloffs Frage hatte etwas Flehendes, aber ihre Kollegin schüttelte den Kopf.

»Tut mir echt leid, aber wenn ich Steffen versetze, habe ich wirklich ein Problem. Wir sehen uns viel zu selten in letzter Zeit. Und ich hab noch genügend anderes zu tun!« Babs seufzte und deutete mit einer saloppen Handbewegung auf den Schreibtisch, wo sich zwischen Bildschirm und Stereoanlage zahlreiche Papiere stapelten.

»Nimm ihn doch einfach mit«, schlug Linda vor. »Als Rechtsanwalt müsste ihn eine akademische Feierstunde für einen Juristen doch interessieren?«

»Ich glaube, er hat sogar eine Einladung bekommen.«

»Na also!«

»Aber er hat gleich gesagt, dass er keine Lust hat, hinzugehen.«

»Ok.« Linda gab auf. »Verstehe ich ja irgendwie. Wenn man die ganze Zeit nur mit Recht und Ordnung zu tun hat...«

»...und als Alternative mit einer hübschen Frau ausgehen kann!«, unterbrach sie Babs und die Freundinnen lachten. Sie kannten sich aus der Studentenzeit und verbrachten, vor allem seit Linda geschie-

den war, viel Zeit miteinander. Babs war wie Linda freie Journalistin und sie teilten sich ein Redaktionsbüro in dem Sender, der vor allem für die Berichterstattung aus Baden-Württemberg und der Region zuständig war. Beide hatten Spaß an ihrer Arbeit, liebten die Abwechslung von Reportage, Redaktion und Moderation und schoben sich auch immer wieder Themen und Aufträge zu.

»Dann werde ich wohl in den sauren Apfel beißen müssen«, stöhnte Linda, nachdem sich Babs durch kein Argument zu dem Termin überreden ließ.

»Na komm, du kannst dich doch nicht beklagen!« Babs Stimme klang gespielt vorwurfsvoll. »In ein paar Tagen hast du Urlaub, fährst nach Elba! Und morgen noch die Zeppelinreportage! Moment mal...« - schelmisch lächelte die blonde Kollegin und die Sommersprossen auf ihrer Nase schienen zu tanzen, – »... wir können einen Deal machen: Ich geh für dich zur Uni und darf dann in den Zeppelin!«

Linda wusste für einen Augenblick nicht, ob der Vorschlag ihrer Freundin ernst zu nehmen war. Dann, mit einem Blick auf Babs' übervollen Schreibtisch, sagte sie: »Lass mal gut sein, ich möchte dir nicht noch mehr Arbeit aufhalsen. Mach dir einen gemütlichen Abend mit Steffen, ich krieg das schon irgendwie gebacken.«

»Gut, wie du willst. Womöglich wirst du noch zu einem Flug im Luftschiff eingeladen und mir wird schlecht beim Fliegen. Du liebst ja das große Abenteuer. Was ist eigentlich mit Afrika? Ich dachte, du wolltest bald mal wieder hin?«

Linda schüttelte den Kopf. Sie hatte ihre langen,

schwarzen Haare zu einem Pferdeschwanz gebunden und ihre dunkelbraunen Augen, von denen einige ihrer Freunde behaupteten, sie seien ebenso schwarz wie ihre Haare, blickten abwesend zum Fenster hinaus. Babs kannte diesen Ausdruck im Gesicht ihrer Freundin und sie hatte mit der Zeit gelernt, dass er intensive Sehnsucht und Heimweh nach einem Land widerspiegelte, das sie noch vor zwei Jahren gehasst hatte. Und Verlangen nach einem Mann, der dort lebte und den sie liebte.

Babs wusste, dass Linda dieser großen Liebe schon längst nach Afrika gefolgt wäre, wenn nicht ihre kleine Tochter Sarah in Deutschland zur Schule gehen würde. Linda hätte mit Leichtigkeit alle Zelte abgebrochen, ihren Job aufgegeben, ihre Wohnung in der Tübinger Altstadt verkauft, um zu Alan Scott nach Afrika zu ziehen. Das hatte sie ihr an einem gemeinsamen Abend nach dem dritten *Divers Dream* in der gemütlichen Altstadtbar erzählt. Sie hatten zusammen die *Weißer Massai* im Kino gesehen und waren als einzige bis zum Ende des Abstands sitzen geblieben.

»*Ich kann diese Frau verstehen*«, hatte Linda geflüstert und sich die Tränen weggewischt. Babs hatte ihre Freundin in den Arm genommen und sie auf einen Cocktail eingeladen. An jenem Abend hatte ihr Linda alles erzählt, ausführlicher denn je zuvor und sie hatte ihr einen Edelstein gezeigt, einen Opal, den sie einst von einer lieben Bekannten in Kenya erhalten hatte. »*Du musst ihn dir genau ansehen*«, hatte sie gesagt, »*hier, siehst du die Kristalle, wie sie funkeln und blitzen? Die Frau, die ihn mir*

schenkte, hat zu mir gesagt: Dein Leben ist wie dieser Opal. Es kann in allen Farben leuchten oder matt und grau sein. Die Kristalle in diesem Stein leuchten bei jeder kleinen Bewegung anders. Und es ist doch ein- und derselbe Stein. Ich soll mein Leben selbst in die Hand nehmen, hat sie gesagt und es in allen Farben leuchten lassen.»

Linda hatte eine Pause gemacht und an dem türkisblauen Cocktail aus Ananassaft, Kokosmilch, Gin und Blue Curaçao genippt.

»Und irgendwann werde ich es tun!«

Als im Universitäts-Festsaal der Neuen Aula pünktlich um Viertel nach acht die akademische Feier anlässlich des 80. Geburtstags von Marius Steyn, emeritierter Professor für Strafrecht und Prozessrecht, begann, saß der Mörder nur fünf Reihen hinter seinem ahnungslosen Opfer. Zäh, ja fast endlos zogen sich die Grußworte und Würdigungen der Redner dahin, gelangweilt ließ er seinen Blick über die Wände und die Decke des altherwürdigen Saals gleiten, lauschte nur halbherzig den Lobeshymnen auf den Jubilar.

Nachdem der Festredner, ein Professor für Öffentliches Recht aus Karlsruhe, seine Ausführungen beendet hatte, und schließlich der Rektor der Universität, der Dekan der juristischen Fakultät, ein Vertreter des Bundesgerichtshofs und die Oberbürgermeisterin der Stadt Tübingen ihre Grußworte überbracht hatten, trat der Jubilar selbst ans Mikrofon.

Der Mann in der sechsten Reihe ließ auch diese

Rede regungslos über sich ergehen, bis zu dem Punkt, als Professor Steyn von seinen Zukunftsplänen sprach.

»Es gibt Dinge im Leben, die schiebt man einfach viel zu lange auf«, hörte er da, »Dinge, die einem wichtig sind, die man aber aus Zeitmangel nicht umsetzt. Auch in meinem Leben, meine sehr geehrten Damen und Herren, gibt es diese Schublade, auf der das Etikett *unerledigt* klebt und die ich dringend leeren muss. Sie alle wissen, dass meine Wurzeln in Südafrika liegen und dass ich in meiner Laufbahn als Jurist das Regime der Apartheid in seiner konsequentesten Ausprägung hautnah erlebt habe. Diese Zeit in Pretoria hat mich stark geprägt, vor allem mein Streben nach Gerechtigkeit und internationalem Recht, wie ich es schließlich hier in dieser wunderschönen Universitätsstadt Tübingen in den vergangenen Jahren lehren und den angehenden Juristen dieser Fakultät weitergeben durfte.«

Der Professor machte eine bedeutungsvolle Pause und registrierte das zustimmende Nicken seiner ehemaligen Studenten, die wie einst in seinen Seminaren der sonoren Stimme gebannt lauschten. Sein Blick blieb eine Sekunde an einem bärtigen Mann in der sechsten Reihe hängen, dessen Gesichtszüge ihm seltsam bekannt vorkamen, jedoch nur weit entfernt, wie aus einer anderen Welt, aus einem anderen Leben. Rasch griff er seinen Faden wieder auf, nicht ohne jedoch den Fremden immer wieder anzublicken, ja anzustarren.

»Ich habe damals diesem Land den Rücken gekehrt, bin emigriert, geflohen vor einer Welle des

Terrors und der Ungerechtigkeit, gegen die ich als junger Richter weder Handhabe noch Chance hatte. Ich habe in Deutschland meine neue Heimat gefunden und eine Aufgabe, die meinem Leben einen wahren Sinn gegeben hat. Dafür möchte ich Ihnen danken, Ihnen allen, egal ob Sie für kurze oder lange Strecken, meinen Weg begleitet haben.«

Wieder blieb sein Blick in der sechsten Reihe haften und er glaubte in den Augen des Mannes ein kurzes Aufflackern zu bemerken. *Woher kannte er dieses Gesicht?*

»Das klingt nach Abschied, und ich gebe offen zu, ich weiß nicht, ob es einer ist. Ich habe Südafrika gerade erst kurz besucht, ein Streifzug, ein Urlaub an der Gartenroute. Doch ich habe mir vorgenommen, noch einmal zurückzukehren in dieses Land, das heute ein freies, ein offenes und ein gerechtes Land ist. Gewiss, ein Land mit Problemen, mit Armut und sozialer Ungerechtigkeit. Ein Land mit Krankheiten und einer der höchsten Aidsraten weltweit, aber ein Land, in dem die Hoffnung wieder einen Weg hat, ein Land, aus dem ich heute, wenn ich noch einmal die Wahl hätte, nicht mehr weggehen würde.«

Beifälliges Nicken im Publikum, ein starrer Blick des Fremden, fast finster und bedrohlich.

»Ich werde zurückkehren, denn ich habe, das kann ich heute ruhig zugeben, damals systembedingte Fehler begangen, ja Fehler begehen müssen, von denen die meisten leider nicht mehr rückgängig gemacht werden können. Aber ich weiß auch, dass es Dinge gibt, die noch umzusetzen sind, denn Wieder-

gutmachung verjährt nicht. Und so werde ich jetzt zurückkehren nach Südafrika, um dort das wieder gutzumachen, was ich damals, bedingt durch das mir als Richter aufgezwungene Recht, falsch gemacht habe. Ich danke Ihnen.«

Beifall brandete auf. Der Universitätsmusikdirektor ging zum Dirigentenpult und das Collegium Musicum intonierte die acht feierlichen Bläserakkorde, die den letzten Satz der e-Moll-Sinfonie von Johannes Brahms einleiten, das Musikstück, das sich der Jubilar ausdrücklich als krönenden Abschluss der Feierstunde gewünscht hatte. Kraftvoll und schwer zugleich durchdrangen die Harmonien seine Gedanken, düstere Assoziationen riefen sie bei dem Gast in der sechsten Reihe hervor. *Requiem für Professor Steyn*, dachte er und ließ den Mann, der wieder in der ersten Reihe Platz genommen hatte, nicht aus den Augen.

Beim anschließenden Stehempfang wartete er geduldig, bis das Interesse der Gäste und Gratulanten an Steyn deutlich abgeflacht war, dann suchte er unauffällig seine Nähe. Er war noch in ein Interview mit einer schwarzhaarigen Journalistin vertieft, antwortete ausführlich auf ihre Fragen, bis sie schließlich mit einem sympathischen Lächeln ihr Mikrofon einpackte, ihm die Hand zur Verabschiedung reichte und mit dem Aufnahmegerät, das an einem breiten Riemen über ihrer Schulter hing, den Festsaal verließ. *Hübsches Mädchen*, dachte der Gast aus der sechsten Reihe, doch jetzt war es Zeit für seinen Auftritt und er schritt auf den Jubilar zu, der sich gerade suchend im Saal umsah.

»Überrascht?«, fragte er nur und nippte an seinem Sekt-Orange.

Der Professor runzelte die Stirn. Das Gesicht, diese Stimme, die Haltung, der durchdringende Blick. Der dichte Bart irritierte ihn, doch dann fiel ihm der Name ein. Der Mann nickte.

»Lange her. Freut mich, dass du mich erkannt hast.«

»Was treibt dich nach Deutschland? Oder lebst du etwa hier?« Die Überraschung war der Stimme und den Worten des Professors anzuhören. Kopfschütteln des anderen.

»Hatte zufällig in Deutschland zu tun. Selbst in Südafrika haben sie über deine Emeritierung geschrieben und darüber, dass du zurückkommen willst. Die *Weekly Mail & Guardian* hat dir sogar eine halbe Seite gewidmet. Da dachte ich, wenn ich schon in Deutschland bin, ich schau mal vorbei und überrasche dich!«

»Das ist dir gelungen. Mein Gott, wie lange ist das her?«

»Siebenunddreißig Jahre.«

»Das weißt du so genau?«

»Ich habe keinen Tag vergessen.«

Steyn spürte, wie seine Stimmung sank. »Lass uns reden, aber nicht hier und jetzt. Wie lange bleibst du?«

»Noch einen Tag.«

»Gut. Dann morgen?« Stummes Nicken.

»Bei mir zu Hause?« Kopfschütteln.

»Vielleicht bei einem Spaziergang?«

»Wir sollten unter uns sein.«

»Gut. Es gibt einen alten Steinbruch in einem Wald bei Wendelsheim. Beim Märchensee. Wirst du hin finden?«

»Steinbruch ist gut. Ich werde da sein. Wann?«

»Zehn Uhr?« Abermals stummes Nicken.

Der Todeszeitpunkt stand fest.

3

Zur gleichen Zeit, Südafrika, Mpumalanga

Die Kinder hatten es zunächst für Müll gehalten. Alte Kleider, achtlos weggeworfen, vergammelnd im Dreck.

Die Augen starrten zum wolkenlosen Himmel, der Mund mit den schmalen, rissigen Lippen zu einem letzten, ungehörten Schrei geöffnet, die Arme wie bei einem Gekreuzigten zur Seite ausgestreckt, die Finger der rechten Hand krampften sich um eine Feldflasche aus mattem Aluminium, aus deren geöffnetem Verschluss der letzte Tropfen Flüssigkeit in den Sand geflossen und vom durstigen Boden gierig aufgesogen worden war.

Feiner, grauer Sand bedeckte wie Asche den Körper, hauchdünn vom heißen Wind der Savanne in jede Falte der Kleidung, die Poren der Haut und die dunklen Haare geweht. Der Mann war noch nicht lange tot, denn keiner der afrikanischen Totengräber hatte sich bisher an der Leiche zu schaffen gemacht. Die kahlhalsigen Geier, von denen es in der Gegend mehrere Arten gab, die hämisch lachenden Hyänen und die schwarzübrigen Schabrackenschakale hatten die Beute noch nicht entdeckt. Noch ging so gut wie kein Aasgeruch von dem Toten aus und nur einige grün schillernde Fliegen krochen

aus dem Krater seines Mundes, surrten nervös über die entstellten Gesichtszüge und krabbelten käfergleich in die Öffnungen von Nase und Ohren, dem Lockruf des Todes folgend, der sich in den nächsten Stunden wie unsichtbarer Nebel über dem *Veld* ausbreiten würde, um mit seiner süßen Melodie all diejenigen anzulocken, denen der Gestank verwesenden Fleisches als Duft eines unverhofften Festmahls erschien.

Eine kleine Agame mit stacheliger Kehle und dornbewehrtem Schwanz war von seiner Brust herunter gehuscht, als die Kinder mit einem Aufschrei die Leiche erkannt und sich vorsichtig näher geschlichen hatten.

Jimmy van Rossen verscheuchte mit ein paar Handbewegungen die Fliegen und beugte sich über den Toten. Der Mann trug eine kurze helle Kakihose und über dem olivgrünen Hemd eine leichte Jacke, seine Füße steckten in halbhohen, hellbraunen Stiefeln aus wasserdurchlässigem Segeltuch, die Sohlen aus Gummi, leichte Schuhe, die schnell wieder trockneten, wenn sie einmal nass geworden waren. Jetzt schienen sie dunkel verfärbt, vollgesogen von dem Wasser, denn beide Beine ragten bis zu den Waden in das Wasserloch hinein. Offensichtlich hatte der Mann noch seine Feldflasche füllen wollen, bevor er starb. *Ein Tourist*, dachte Jimmy van Rossen, *vielleicht ein Gast auf unserer Farm?*

»Hast du ihn schon einmal gesehen?«, fragte er Bomgane, der neben ihm im Sand kniete und mit seinen Augen nach Spuren suchte, die etwas über den Tod des weißen Mannes verraten konnten. Der Zulu

schüttelte den Kopf. Die beiden Jungs waren gleich alt und in ihrer Freizeit unzertrennlich. Bomganes Vater arbeitete auf der Gästefarm der van Rossens als Ranger, er führte die Gäste im offenen Geländewagen zu den Wasserlöchern und Beobachtungsplätzen, manche, die mutiger waren auch zu Fuß in den Busch, wo sie sich gegen den Wind an die breitmauligen Nashörner anpirschten und in kleinen Zelten am Lagerfeuer campierten. Das waren die Touren, von denen Bomganes Vater mit leuchtenden Augen erzählte, wo die Geschichten passierten, die auch sein Sohn eines Tages erleben wollte, und derentwegen er mit seinem weißen Freund zu Fuß in die *Kloofs* stieg, um die Leopardin mit ihren Jungen zu beobachten oder im Veld den hinkenden Elefantenbullen verfolgte, der schon länger auf der Farm lebte als Jimmy van Rossens *Oupa*.

Jimmys Vater hatte ihnen verboten, sich dem alten Elefanten zu nähern, da er jähzornig und unberechenbar war. Doch Jimmy liebte den grauen Giganten mit der zerfurchten Haut und den abgewetzten Stoßzähnen und hatte Mitleid mit dem Einzelgänger, der sich auf seinen drei gesunden Beinen und ohne Gefährten oder den Schutz einer Herde von Wasserloch zu Wasserloch schleppte. Er nannte ihn *Oud Siekvoet*, was soviel heißt wie *der Alte mit dem kranken Fuß*. Jimmys Oupa hatte ihm von dem alten Bullen erzählt, der seit seiner Jugend allein lebte und weder Familie noch Freunde zu haben schien, ein zurückgezogener Einzelgänger.

Jimmy war überzeugt, dass Oud Siekvoet gutmütig und friedlich war, solange man ihn in Ruhe ließ,